

Bedenklich und nichts Gutes verheißend, wippten die Hochstalten der Jenzl. Wichtige Boten qualmten aus der Pfeife des Hias.

Sie waren noch nicht weit gegangen, da stand die Leinwand aus Griesel. In der Hand hielt sie etwas Schwarzes, Röhrenartiges.

„Is guat, is enk fisch“, fing sie an. „Jetzt geh! in da Bach vorbei und fisch da a magelne Stiefel auf der Straßen.“

Entgeistert starrten die Jenzl und der Hias auf das Wunder.

In der Nachbarschaft bellte ein Hund. Da kam die Erleuchtung über den Hias. In seinem Kopf begann es zu arbeiten wie ein rückwärts rollender Film.

„Jessas, i Rindvieh, i faudummes“, sagte er. „Jetzt fällt mir erst ein, daß i den Stiefel dem Waiselkind nachgeschmissen hab bei der Nacht!“ Mit einem Griff erfaßte er den Stiefel und mit den Worten: „Is der danc hin, komm der andre a zum Teufel geh!“ rannte er im Sturm schreit dem Häufel zu. Mit einem mächtigen Schwung flog der zweite Stiefel seinem Kameraden nach, daß die Funken stoben. Sämdering stand die Jenzl an der Tür. „Hia is hin und gar is gar“, jammerte sie. „Jetzt is er lei ganz narrißig worden!“

Da fuhr aber der Hias herum.

„So a Gered, so a faudummes, als ob i mit son Stiefel umand renna kunn!“

„Dös net“, meinte die Botenfrau, „aber an neuen hättest dir dazu macha lassen kinn.“

„Dös is a schöner Sonntag, dös mach i sogn“, schimpfte die Jenzl. „Ganz schlecht is mia worden. Daß du oallweil gar so hügig bist.“

Da leuchtete in den Augen des Hias ein lustiger Funke auf und über sein Gesicht ging ein leichtes Schmunzeln. „Schlecht is dir, Jenzl? Wie wär's, wenn wir jetzt ganga, vielleicht hat der Waiselkind lei a guaten Enzian nach der Ruchn?“

Das wirkte beruhigend auf die Jenzl. „Bist doch a rechter Boder, a damischer“, sagte sie lachend. Dann gingen sie einträchtig miteinander nach der Frauenaue zur Ruchn. Die Hochstalten der Jenzl fielen ruhiger und gleichmäßiger, der Tobakrauch des Hias zog in feinen Ringen durch die stille kalte Luft, und in der Frauenaue kauteten sie zum drittenmal a'hann.

Die Botenfrau zog ihr Handmagerl in der Richtung nach Griesel und kicherte in sich hinein. „Can doch narrißig Reut, die Chhalien. Is aber guat, daß ma so alloan is.“

Im Dschungel

Skizze von Maria Meister.

Wieder tat sich ein neuer See auf. Viele Hügel, dunklen Wasserpfade, in überhängendes Dickicht gerahmt, erweiterten sich immer wieder von neuem. Das Boot folgte nur dem leisen Ruder noch, sie fegten es vorsichtig vor, wie einen taftenden Fuß zu den anderen, um nicht auf Grund zu kommen. Sie waren beide erstarrt, als gingen sie auf Entdeckungen aus.

„Das ist ja wie im Dschungel“, sagte Elfe hin-gerissen.

„Wahrhaftig, genau so!“

Schlingpflanzen mit kleinen lila Blüten tankten an dem Gestrüpp des Ufers auf. See-rosen blühten zu ihren Füßen. Faulende Baumstämme lagen halb im Wasser, überflutet vom Gefunkel schwirrender Libellen. Wolken von Mücken tangten darüber.

Das Boot schnitt in das Grün, das sahle und schlüpfrige, immer wechselnde, welches die Wasserfläche bedeckte. Hinter dem Kiel zog es sich schleimig wieder zu, und nach leisem Strudeln schien es unberührt, als wäre nichts hindurchgegangen. Ein schwerer Modergeruch stieg auf, gesteigert durch die Hitze des Tages.

Tiefes Schweigen. Selten nur der Schrei einer Krähe.

Beiden Menschen schlug das Herz. Sie waren zum ersten Male auf einer großen Wanderung aus, nachdem sie mit Sturm und stärkstem Wellengang sich ein Jahr lang vertraut gemacht hatten. Sie folgten nur ihrer Karte, nur dem Wassergeruch, das immer weiter rann. Es waren nicht mehr die klaren Seen, es waren trügerische und aufreizende Gewässer, die das Ge-geboot trugen, es war fremdes Land, und der Gedanke, eine Nacht im Freien zu verbringen, erfüllte beide mit Reiz und Erregung zugleich. Sie wurden immer mutiger, je öfter sich ein leises Bedenken regte.

Diese Landzunge grenzte eine Bucht ab. Dort lag ein Platz zum Lagern zu sein. Vorsich-

März

Von verhassten Lebens Fülle schwer, Feillich, geheimnisvoll ist er.

Die befreite Muttererde harret Wie ein Weib, das neu gefegnet ward,

Das ein Verwendes im Schoße hegt, Und dem Lichte still entgegen trägt.

Anna Enders-Dig.



tig brachten sie das Boot näher. Es wurde leicht. Sie mußten waten. In flacher Senke ging das Ufer hoch.

„Wir werden im Boot schlafen“, sagte Heinz, „der Boden ist doch feucht, trotz der Hitze.“ Er stürzte in den Wald hinein und brachte Reisig, bald kratzte und flackerte es unter gläsernem Rauch, es brodelte im Topf, und Elfe rührte begeistert um.

„Ich fühle mich wie eine Zigeunerin“, sagte sie. „Kannst Du nicht einen Jgel fangen, Heinz, oder ein paar Gänse fischen?“

„Danke bestens“, sagte er, „obgleich ich gegen einen Gänsebraten nichts einzuwenden hätte. Ich werde Dich Preziosa nennen. Höre, Preziosa, ob man hier baden kann? Das Wasser sieht nur so dunkel aus. Es ist klar und auch ohne Algen.“

„Natürlich!“ rief sie vergnügt. „Ich werde bald nachfolgen.“ Sie hoberte mit einem Ast in das Feuer hinein, daß die Funken knisternd langte in phantastischen Sprüngen herum und sang dazu.

Heinz schwamm in das dunkelnde Wasser hinein, das in dem beginnenden Abend immer wärmer wurde. Genugtuung, Freude, Abenteuerlust schaukelten ihn hin und her, alles was an alter Indianerliebe, an Ledertrumpf, an Robinson Crusoe in ihm lebendig war, hatte seit dem Morgen um zwei Uhr in ihm rumort, als sie im frühen Grauen ihre Fahrt begonnen hatten. Köstlich dünkte ihn solches Leben. Ja, das waren Ferien! Man wurde neu und stark und stadtvergeßend. Die Natur spürte man wie seine Heimat. Und immer auch ein Triumph über die eigene Kühnheit dabei und die Genugtuung, wie er seine Frau doch beeinflusst und zu sich hingezogen hatte, daß sie so nützlich auf seine Pläne einging.

Das sagte ihm ein leises Plätschern an, daß auch Elfe näher kam. Im nächsten Augenblick war er in die Tiefe gezogen. Ein lustiger Kampf, ein Ringen, ein Unterkaufen, bis sie atemlos waren, bis Elfe jauchzend entrann und am lodernen Feuer wassertriefend ihren brodelnden Topf von neuem umrührte. Rasches Ankleiden, Essen, eine träge Raft, die Sonne war ganz fort.

„Wir wollen unter Lager machen“, sagte Elfe. Sie zogen das Segel ein und machten Rissen und Decken zurecht. Dann lagerten sie sich. „Wo ist der Browning, Elfe? Ich lege ihn neben mich. Ob wir das Feuer brennen lassen?“

„Um Tiger abzuhalten?“ lachte sie.

Die Buchen rauschten schwer, wie Regen, das Schilf kicherte scharf und spitz im Windwehen, das Wasser hob und senkte das Boot. Das Quarren eines Frosches erschreckte, daß das Blut siedend zu Kopf rann. Endlich kam doch der Schlaf. . . . Patzsch! — Elfe erwachte und sah sofort aufrecht mit schreckensweiten Augen.

Patzsch! — Das waren Tritte, Tritte, die ins Wasser gingen. Es kamen andere noch, schleudend immer näher. . . . Sie tastete zu ihrem Manne hin. „Heinz!“ ihre Stimme klang jämmerlich.

„Was gibst du?“ fragte er erschrocken.

„Still, wir werden überfallen. Hast Du den Browning?“

Heinz setzte sich auf. Kein Zweifel! Schritte im Wasser, patzsch, patzsch, die sich mit Vorsicht näherten. Zigeuner — Räuber — Strolche — wer konnte es wissen?

„Eine Waffe“, flüsterte Elfe erstickt, „gib auch mir eine Waffe. Nur nicht wehrlos sterben!“

„Das Messer“, raunte er.

Schon hatte sie das starke Bootsmesser zum Tauehappen in der Hand. Beider Atem ging schwer. Sie krampften die Hände ineinander. Sie sahen ihre Augen im Dunkeln phosphoreszieren und zitterten.

„Was auch kommen mag, sei stark, Elfe! Soll ich rufen oder gleich feuern? Oder wollen wir sie heranziehen?“

„Nicht heranziehen“, sagte sie ängstlich, „es sind viele, wenn sie erst beim Boot sind. . . . vielleicht können wir aufs Wasser entkommen.“

Patzsch! Patzsch! Mit jähem Schauer dachte Elfe, wie sich heute das Grün des Wassers hinter ihnen geschlossen hatte. . . . sie würden keine Spur hinterlassen, niemand würde sie hier suchen, niemand sie finden. Ein Glück, daß sie noch keine Kinder hatten.

Ein Stoß ließ die Bootswand zittern — ein unerklärlich kraßendes Geräusch —

Da riß Heinz das Perlenjacket hoch, mit aufgerissenen Augen, den Browning in der Hand, in die Nacht zielend, mit zitternder Stimme rufend: „Wer da?“

Elfe schwang die Bootslaterne hoch.

Ein Pfaffen, ein Pfaffen, wilder Gellapp — die wildesten Grunztöne — — und ein Rudel Wildschweine, das zur Tränke gekommen war, jagte in den Wald zurück.

Die beiden Menschen atmeten auf. . . .

Rätselde



Marie: Wo steckst Du?

Kreuzworträtsel:



Buchstabenrätsel:

m r e

Auflösungen aus voriger Nummer:

Begierbild:

Wo ist der Förster? — Rechts oben in den Zweigen

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.

Druck und Verlag: P. A. Sank. Altena.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altener Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 11

Samstag, 19. März

1927

Der Notbedelser

Von Paul Blü.

Doktor Bach war schlecht gelaunt. Verdrossen lag er in seinem Zimmer hin und her und überlegte alles Erdenkliche, wie er seine fatale Lage künftig besser zu gestalten vermöchte; aber so viel er auch nachdachte, er fand keinen Ausweg aus seinen quälenden Sorgen.

Angrimmig sagte er sich: Eigentlich geschieht mir's recht, weshalb mußte ich mich als Anfänger in diesem elenden Nest niederlassen!

Klug war es allerdings nicht gewesen, hier als Arzt zu beginnen, denn der alte Sanitätsrat behauptete einmal das Vertrauen der Kranken. Der junge Doktor hatte gehofft, wenigstens einen Teil der großen Praxis des alten Herrn für sich zu gewinnen, aber es war anders gekommen. Drei Monate lebte er nun hier, und in der langen Zeit waren nur drei Patienten zu ihm gekommen. In seinen Sprechstunden unterhielt er sich mit sich selber. Bald war die Miete fällig, und andere Rechnungen sollten beglichen werden. Seine Ersparnisse waren aufgebraucht, Zuschüsse von dohem erhielt er nicht, sein Kredit war nicht der Rede wert. Es war zum Verzweifeln. So weit war der junge Doktor wieder einmal gekommen, da ging die Klingel. Erwartungsvoll wartete er, wenn die Aufwärterin kommen würde. Die Freude war wieder einmal umsonst. Der Postbote brachte einen dicken Brief.

Sein Freund Bert schrieb ihm. Vier Jahre hatte er sich in der Welt umhergetrieben, sein Erbe war verbraucht, er wollte jetzt in die Heimat ziehen, von schriftstellerischen Arbeiten leben und eine reiche Frau suchen. Das alles schrieb er seinem Jugendfreund Bach. Als der verzagte Doktor die vielen Seiten gelesen hatte, regte sich so etwas von dem alten toten Jugendübermut in seinem Wesen. Hoffnungen regten sich, daß der Freund ihm irgendwie helfen könne. Er schrieb ihm daher einen langen Brief, schilderte seine hoffnungslose Lage und bat den Erfahrenen um Rat und Beistand.

Bald kam Antwort. Der Freund schrieb in rührender Weise, daß er kein Geld schicken könne, weil er selber auf Bump lebe, doch versprach er, ihn mit einem Schläge aus seiner elenden Lage retten zu wollen. Wie? Das werde er bald erleben.

Doktor Bach fand aber keinen rechten Mut, an eine baldige Aenderung seines miserablen Daseins zu glauben.

Vierzehn Tage waren vergangen. Da kam ein vornehmer Herr, begleitet von einem feierlich und unnahbar aussehenden Diener, im Städtchen an und mietete vier Zimmer im ersten Hotel. Der Wirt bemühte sich, den seltenen Gast so gut wie möglich zu verwöhnen, und rechnete im Stillen mit ergiebigen Wochen. Enttäuscht hörte er zu, als der Fremde erklärte: „Bitte, machen Sie keine Umstände! Daß ich hier bin, ist Zufall. Ich wollte ins Ausland reisen, da besiel mich unterwegs mein altes Weib. Deshalb mußte ich hier Halt machen. Ich kann's meinen Leibarzt telegraphisch herufen, aber leider ist er krank. Lassen Sie sofort den besten Arzt rufen, den Sie hier haben!“

Selbstverständlich schickte der Wirt zum Sanitätsrat. Inzwischen war die Neugier im ganzen Städtchen verbreitet, daß ein Fürst oder Prinz hier abgestiegen sei. Genaueres wisse niemand, er reise unter dem offenbar angemessenen Namen „Seremann von der Marr“. So gar Wappen und Initialen auf den Koffern seien verklebt, damit niemand sie erkenne.

Nach einer halben Stunde kam der alte Sanitätsrat. Er unterfuchte den Patienten, der ihm seine Krankheitserscheinungen genau beschrieb, verordnete ein langes Rezept und kündigte seinen zweiten Besuch für den nächsten Morgen an.

Betrachtung

Alles meint ihr, zwingt des Menschen Geist: Unter Wolk reicht bis in Simmelsfernen! ruft ihr aus; doch bei den ersten Sternen euer Können schon ins Nichts entgleist.

Nicht in euer Weltensandhorn Erde drängt ihr mehr als tausend Klaster ein; der Erfindung leibbegrenztes Verbe bannte hier der Hitze Feuerschein.

Selbst der Meeresgründe dunkle Tiefen sich beharrlich euren Griff entziehen; Schätze, goldne, die euch idyllisch riefen, ruhend eurer tollten Gier entfliehen. —

Nimmer werdet ihr mit eurem Geist euren kühnen Übermut vollenden; umbezwungen liegt in Gottes Händen all und jedes, das im Weltall kreist!

Reinhold Pagenstecher.



Als am anderen Tag der Wirt sich nach dem Befinden des vornehmen Gastes erkundigte, erklärte der Diener mit wenigen Worten, sein Herr habe eine äußerst schlechte Nacht gehabt, u. die Wiedizin hätte ihm noch keine Linderung verschafft.

Der Sanitätsrat wurde etwas ungnädig empfangen. Das Leiden hatte sich nur noch verschlimmert, lautete der kurze Bescheid.

Der alte Herr wollte sich keine Blöße geben, aber er mußte nicht, was er von den Angaben des Patienten halten sollte. Er schrieb ein neues Rezept und empfahl Ruhe und Schonung. Der Erfolg blieb aus. Am Abend des gleichen Tages erklärte der Fremde dem Wirt energisch: „Schaffen Sie mir einen anderen Arzt! Sonst reise ich trotz meines bedenklichen Zustandes sofort ab.“

Nun ließ der Wirt den jungen Doktor Bach holen. Erfolg erwartete er zwar in diesem Fall noch weniger, aber es gab ja sonst keinen Arzt im Städtchen.

Als der Bote zu Doktor Bach kam, war der so verblüfft, daß er sich kaum fassen konnte. Aber dann dachte er sofort: „Wenn die Kur gelingt, kann mein Glück gemacht sein.“

Im Hotel führte man den jungen Arzt in das Krankenzimmer. Leise ging er an das Bett. Auf einmal stand er still, als sähe er einen Geist.

Der Kranke richtete sich auf, gab ihm die Hand und sagte: „Lieber Bach, ich bin's! Halt's Maul! Wagh' keine Dummheiten und spiele deine Rolle gut, denn ich bin gekommen, dir zu helfen!“

Der Doktor hatte zwar den Jugendfreund gleich erkannt, aber seine Worte begriff er nicht sofort.

Der Freund sprach weiter: „Du behandelst mich jetzt. Den Sanitätsrat empfinde ich nicht mehr. Du machst mich gesund, und dann wirst du erleben, was das in der Stadt für Aufsehen erregt.“

„Was seht ihr denn?“ fragte Bach.

„Nichts! Verschreibe mir, was du willst! Deine Zauberkünste werde ich zum Fenster hinauswerfen, und in vier bis fünf Tagen bin ich von meinem schweren Leiden durch deine Hilfe geheilt. Verstanden?“

Doktor Bach mußte sich fügen. Es blieb ihm keine andere Wahl. Ging er nicht darauf ein, diese Komödie zu spielen, dann war es ganz aus mit ihm.

Nach sechs Tagen war der plötzlich so schwer erkrankte Fremde gesund und wohlhant.

Die Neugier fand rasche Verbreitung im Städtchen. Wie mit Wunderkraft gehoben, stand Doktor Bach als der Held des Tages da. Überall sprach man von dem tüchtigen jungen Arzt.

Als am siebenten Tag der fremde Herr im offenen Wagen mit dem jungen Doktor spazieren fuhr, galt es im Städtchen als sicher, daß der neue Arzt eine Kapazität sein müsse. Am achten Tage reiste der Fremde wieder ab. . . . In den Sprechstunden des jungen Arztes drängten sich von nun an die Patienten.

Petrucha Andobjew

Skizze von Albert Diebold, Leipzig.

Den armen, unbedeutenden Petrucha Andobjew, der in einer wenig belebten Straße zu Tiflis eine finstere, feuchte Kellermwohnung inne hatte, werde ich nie vergessen. Er hatte bessere Tage in seinen jungen Jahren gesehen. Aber sein Freiheitsdrang, sein Haß gegen die zaristischen Wüstlinge und Wühlwägen waren ihm zum Verhängnis geworden. Gefangen und zu strengster Kerkerarbeit verurteilt, verlor er unter den Martern der Zuchthausjahre sein Augenlicht, und als sie ihn in die ewige Nacht entließen, war sein Besitz dahin. Sein Weib tot, sein Sohn verstoßen und seine Tochter im Dienst bei fremden Leuten. Freunde von einst waren wenige geblieben, und auch diese standen achselzuckend, wenn er sie um Rat und Hilfe anging.

Um wenige Rubel mieteten sie ihr dunkles Kellerviertel, Maria gab den Dienst auf, wusch und nähte für andere Leute, die Mitleid mit dem Schicksale des blinden Greises hatten.

Ich habe lange Zeit nichts Näheres über das traurige, sonnenlose Dasein der beiden Menschen gewußt. Es war nicht viel mit der scheuen, auffallend schönen Tochter zu reden, wenn sie kam, um die Wäsche zu holen, oder wenn sie die fertige Arbeit zurückbrachte und mit kurzem Dankesworte den Lohn entgegennahm. Ihr Kommen und Gehen wurde bald zu einer automatisch abrollenden Selbstverständlichkeit meines ereignisreichen Lebens in Tiflis.

Aber wie man unter dem Eindruck von etwas Ungewöhnlichem aufhorcht, wenn eine Uhr plötzlich zum Stehen kommt, die regelmäßig der Stunden rinnenden Lauf in unsere Arbeit, unser Denken, unsere Wäpche trichte, so war mir eines Tages das unerwartete Ausbleiben des Mädchens seltsam und erfüllte mich mit einer gewissen Unruhe, so töricht es mir selbst vorkam. Ich wartete eine Woche, zwei Wochen über den festgesetzten Termin hinaus — vergeblich. An eine Unmöglichkeit Marias konnte ich nicht glauben. So ging ich denn, mehr aus Neugier, als aus Verlangen, meine Wäsche wiederzubekommen, eines Tages um die Dämmerung in ihre Wohnung. Ich schaute ins Glend.

Maria lag auf einer Pritsche, in bunte, verschossene Decken gehüllt, und schien zu schlafen. Ihr Gesicht war bleich, eingefallen. Wie künstlich geschminkt, standen Wimpern und Augenbrauen von dieser Totenblässe ab. In einem verblüffenden, abgelesenen Lebensstadium saß sie da. Ihr Kopf lag auf dem Kissen, und sie schaute mich an. „O Herr, Sie dürfen nicht böse sein. Ich konnte nicht! Vielleicht in einer Woche schon bringe ich Ihre Sachen, wenn Sie nur Geduld haben wollen.“

Ich beruhigte sie: „Es eilt nicht, Maria. Ich wollte nur um Ihr Gesicht sehen.“

Ich beruhigte sie: „Es eilt nicht, Maria. Ich wollte nur um Ihr Gesicht sehen.“

Stille! Es war es das übergroße Weh, das mich so vorantreiben zu ihr sprechen ließ. Aber ich sah, wie es ihr wohl tat.

„Ich habe von Tag zu Tag gehofft“, sprach sie, „aber es ist so tief da drinnen.“

Sie legte die Hand auf die Brust und hustete hart.

„Was sagt der Doktor?“ fragte ich.

Ein leichtes Kopfschütteln antwortete mir, und der alte Vater seufzte schwer. Da wußte ich, daß noch kein Arzt über die Schwelle gekommen war.

„Ich suchte ich Worte des Trostes und hat ihr und ihrem Vater helfen zu dürfen. Dann ging ich.“

Andern Tages kam ich mit einem Arzte wieder, den ich später beiseite nahm und um die Wahrheit fragte.

„Es wird kein Ausweichen. Ich gebe ihr nicht länger mehr als eine Woche.“

„Der arme, hilflose Alte!“ entfuhr es mir. Ich fühlte ein Brennen im Hals.

Der Doktor nickte und ging hinaus in den tropischen heißen Mittag. Drinnen im feuchten Gemach der beiden aber wuchs neue Lebenshoffnung auf, der ich nicht widersprechen konnte.

„Nun wird alles gut, Herr!“ sprach Maria und Fieberhölle färbte ihre Wangen. „Wie soll ich Ihnen danken!“

Der blinde Vater preßte meine beiden Hände, und ich fühlte seine Tränen.

Abend für Abend sah ich von nun an bei ihnen. Während, wie in Maria die Hoffnung wuchs, wie sorgfältig sie die bittere Medizin schütete und sich aus dem Leben klammerte. Ich wußte, ohne daß sie es aussprach: Um des hilflosen, blinden Vaters willen!

Der Arzt hatte unrecht. Es vergingen Wochen, der Herbst schickte seine Vorboten, aber das Rumpfen Marias machte noch immer. Ich wußte alles aus dem Bekenntnis Petrus Andriens. In den Abendstunden, die ich bei ihm sah, erzählte er mir mit der Breite und Ausführlichkeit des Alters. Es war die Tragödie der Unterdrückung eines mutigen, aufrechten Menschen. „Das Letzte kam mir Gott nicht nehmen, Herr! Wie sollte man sonst noch glauben können!“

Als im Aufstand die Herbststürme in den Bäumen rissen und das gelbe Laub die still gewordenen Promenaden bedeckte, schlief Maria Andriens ruhig ein, wie eine Sterbe verköstet, die abgebrannt ist.

Ich sah bei ihnen, und Petrus erzählte aus vergangenen Tagen. Er kam darüber so in Erregung, daß wir vergaßen, nach der Krankheit zu sehen, die sie schliefen schien. Als ich um die Mitternachtsstunde mich erhob und davon gehen wollte, griff ich nach Marias Hand, um der Schlafenden Lebenszeichen zu sagen. Sie war kalt.

Ich fühlte den Griff des Todes bis ins Herz. Der Augenblick war der grauamste meines Lebens. Ich wußte nicht, sollte ich schwören und davon gehen, ohne dem Alten die Wahrheit zu sagen und seine Verweigerung sehen zu müssen? Allein mein Schweigen wäre Feigheit vor mir selbst gewesen, es konnte die Schwere nicht aufheben, oder sie auch nur mildern. Ich legte meine Hand in die des Greises und sprach:

„Petrus, nun hat sie doch ein besseres Los gefunden und ist von uns gegangen.“

Der Blinde sah wie gelähmt. Lange nachher hat sein Schmerzensschrei noch in meinen Träumen nachgeklingelt. Die ganze Nacht lag er wimmernd auf den Knien vor dem Sterbelager Marias. Ich blieb bei ihm und wachte.

Am Morgen ging ich davon, um die nötigen Wege zu besorgen und so der Toten den letzten Dienst zu erweisen. Ich schloß die Tür hinter mir ab. Gegen Mittag erst kehrte ich zurück. Auf der Schwelle stand mein Fuß. Petrus und Andriens war seinem Kinde nachgefolgt, da auf Erden nichts mehr für ihn übrig blieb. Vor ihrer Ruhstatt lag er, die Pulsader geöffnet, und rührte sich nicht mehr.

Die Tragödie eines Lebens war ausgespielt.

Misttrauen

Skizze von Räte Lubomski.

Bankier Groffing, sonst ein wortkarger Mann, hatte sich über eine bestimmte Angelegenheit gar zu gern mit jemand, der sein Vertrauen verdiente, ausgesprochen. Einen solchen glaubte er zwar in seinem Kassierer Hermann Thiede zu besitzen, — doch da es den Genannten selbst anging, konnte er unmöglich mit ihm Rücksprache nehmen. Groffing hatte vor zwanzig Jahren den elternlosen Thiede als Lehrling angenommen und sich bald von dessen kaufmännischer Begabung überzeugt. Er stellte dem Fernbegierigen die für seine Ausbildung erforderlichen Mittel zur Verfügung. Dafür diente

ihm Hermann Thiede seither in stets gleichbleibender Dankbarkeit und umgibt ihn heimlich den kühnen, einsamen Chef mit seiner Liebe und Verehrung. Sein Ehrgeiz gipfelte denn auch in dem heißen Wunsch, eines Tages von dem auffallend misstrauischen Chef mit warmen, aus tiefem Herzen kommenden Gefühlen behandelt zu werden.

Das Schicksal hatte Groffing scheinbar übermüßig gespielt. Nach kaum zwanzigjähriger Ehe ließ ihm sein junges Weib mit dem einzigen Freunde davon. In Wahrheit hatte Groffing selbst durch sein immer wachsendes Mißtrauen die unglückselige Ehe dem andern in die Arme getrieben. Jetzt trug er sich ernsthaft mit dem Gedanken, Hermann Thiede als Teilhaber in seine Bank aufzunehmen. Das erschien ungewöhnlich. In Wirklichkeit wäre es jedoch eine seiner größten kaufmännischen Taten geworden. Nur bohrte noch eine Frage quälend dagegen. . . Ob Hermann Thiede in der Tat gegen jede Versuchung gewappnet bleiben werde? Die unüberwindliche Antwort mußte so schnell wie möglich erbracht werden.

An einem der nächsten Tage hörte Hermann Thiede seinem Chef und Wohlthäter mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

„Also“, wiederholte der Bankier, „Sie haben diesen Scheck über 200 Tausend, sowie dies — bitte sich zu überzeugen — mit unbeschädigten Banknoten versehenen Paket, das einen Schatz im Werte von einer Million enthält, an meinen ältesten Geschäftsfreund, Generalkonsul Mögenstall in Hamburg, persönlich zu übergeben. Mögenstall ist unterrichtet. Er erwartet Sie eine Stunde nach Ankunft des obenstehenden Schnellzuges. Angenehme Reise, lieber Thiede.“

Hermann Thiede hatte ein Gefühl prickelnden Wohlbehagens, als er — vorläufig allein — in dem weiten zweiten Klasse Platz genommen hatte. Auf seinen Knien, von der Staudende verhüllt, lag die kleine, gelbe Ledertasche mit ihrem kostbaren Inhalt. Die Gewissheit, daß der Chef ihm, mit Uebergehung der älteren Kollegen, diesen Auftrag erteilte, erfüllte ihn mit Stolz. Ja, ließ ihn hoffen, daß er Groffing bald mehr bedeuten dürfte, als die stets gleichmäßig laufende Arbeitsmaschine.

Pföhllich legte er die Rechte fest auf die Schutzdecke. Eine überraschend schöne, junge Dame betrat nämlich sein Abteil.

„Verzeihen Sie“, entschuldigte sie sich mit allerhöchster Scham, „aber in den anderen Wagen ist entweder ein Kinderwagen oder eine Rauchkammer aufgestellt.“ — Anfangs zwinkerten Hermann Thiedes kurzschichtige Augen sie mißbilligend an. Als ihn aber eine Wolke feinen Wellenduftes überhauchte, nickte er ihr gönnerhafte Erlaubnis zu. Bislang hatte er für das Weib keine Zeit und Neigung gefunden. An Belegenheiten, es kennen zu lernen, fehlte es ihm nicht; aus ihnen hatte der sonst auf dem Gebiete der Liebe noch Unerfahrene die Fähigkeit geschöpft, selbst unter der lockendsten Masche die Echtheit oder Falschheit der Frauenfelle herauszuspüren. . . Im Verlauf der nächsten Stunde kam ihm der Wellenduft außerst nahe. Vor seinen Augen schimmerte eine Wolke köstlichen Haars. Und . . . Hermann Thiede fühlte, daß er ein Mann war!

Als nach einer Weile ein dicker, alter Herr, der bislang in den Gängen herumgestanden, bei ihnen Platz nahm, empfand Hermann Thiede das dringende Bedürfnis nach frischer Luft. Er ging aus dem Abteil, nicht ohne seine kleine gelbe Tasche mit sich zu nehmen. — Auf der nächsten Haltestelle verließ der dicke alte Herr den Zug. Aber schon nach wenigen Minuten verlangsamte sich abermals das Tempo der Fahrt. Thiede nahm seinen Platz wieder ein. Die schöne, zärtliche Dame stand indessen — ihm den Rücken zwendend — vor dem herabgelassenen Fenster und spielte lässig mit ihrer silbernen Handtasche. Hermann Thiede überlegte gerade, wie er sich ihr gegenüber zu verhalten habe, als von ihren Lippen ein Schrei ertönte. Wüßschnell fuhr ihr Köpfchen zu ihm herum.

„Wie herrlich, daß du wieder da bist. Ach, der Zug steht einen Augenblick. . . Bitte, hole mir mein Silbertäfelchen wieder. Es ist mir eben entglitten. Ich selbst häme gewiß zu spät. Mein unglücklich verknagter Fuß gestattet mir noch keine Haft.“ . . . Und sie schob ihn sanft hinaus, nachdem sie mit triumphierendem Blick festgestellt hatte, daß der verliebte Reisegast seine bisher angestrebte behütete gelbe Ledertasche nunmehr auf dem Sitz liegen ließ.

Als Hermann Thiede das Silbertäfelchen draußen aufgehoben hatte, ließ er noch eine Weile hin und her, um beim Schaffner die Ursache dieses nicht vorgesehenen Aufenthaltes als eine völlig harmlose Störung zu erkunden. Der Zug setzte sich bereits wieder in Bewegung, als er endlich auf das Trittbrett sprang. . . Al-

lein, so sehr er sich auch in seinem wiedergebundenen Abteil umschauete, weder die schöne, zärtliche Dame noch seine zurückgelassene gelbe Ledertasche ließen sich erspähen.

Gegen zwölf Uhr mittags am folgenden Tage stand die schöne, junge Dame vor Bankier Groffing.

„Nun“, forschte der, und seine sonst herrlich hübsche Stimme zitterte leicht, „welche Meldung haben Sie mir zu machen, Fräulein Döring?“

„Diese“, antwortete sie und überreichte ihm eine gelbe, verschlossene Ledertasche. Darauf erstattete sie ihm, knapp und klar, wie es sich für einen gewiegten weiblichen Detektiv geziem, ihren Bericht. Ohne sie zu unterbrechen, mit beängstigend feinem Gesicht, ließ der Bankier sie zu Ende sprechen. Dann erst öffnete er mit dem zweiten, in seinem Gewahrsum befindlichen Schlüssel die Ledertasche.

Sie birgt nichts als ein Unterhaltungsbuch von ungefährem Umfang und ähnlicher Schwere wie der entnommene kostbare Inhalt!

Die schöne, junge Dame erblaut merklich. Nicht nur weil sie sich von ihrem „Opfer“ durchschaut und überflüssig sieht, sondern auch, weil der Reisegast ihr ein tieferes Gefühl in ihr entzündet hatte.

„Ehrlich“, lobt Groffing mit höflicher Anerkennung.

„Er muß diese . . . Auswechslung während der Zeit seiner ersten Entfernung aus dem Abteil vorgenommen haben“, stammelte sie fastungslos.

„Die einzig logische Erklärung“, spöttelte Groffing weiter und fügte hinzu, „übrigens — in Erwägung, daß mein . . . bisheriger Kassierer der Versuchung nicht widerstanden werde und Ihre Geschäftlichkeit, mein Fräulein, vertragen könnte, habe ich zuvor den Empfänger in Hamburg nur mit kleinem angefülltes versiegeltes Päckchen, sowie einen Scheck übergeben, dessen Unerschütterlichkeit selbst dem geübten Auge meines gewesenen Kassierers entging.“

In diesem Augenblick klopfte es. — Ohne eine sichtbare Spur von Erregung stand Hermann Thiede vor seinem Chef. Auch er erstattete, durchaus sachlich, seine Meldung.

„Im Abteil stand ich den kostbaren Inhalt der Tasche zu mir und tat die Reifelektüre hinein. Ich hielt nämlich diese „Dame“ — und er zeigte mit dem Ausdruck der Verachtung zu der Detektivin hin, — sehr bald für eine Hochstaplerin. Zwar mit Ueberwindung, aber aus Klugheit, ertrug ich vorher ihre aufdringlichen Zärtlichkeiten. Ein etwas habe ich mich wohl geirrt. Sie ist in Wahrheit eine von Ihnen, Herr Bankier Groffing, gemietete Detektivin, um mich zur Strecke zu bringen. Gleichwohl! Jedemfalls hatte ich den lebhaftesten Wunsch, mich möglichst schnell von dieser Person zu befreien. Das noch nicht Verführte ist Ihnen natürlich aus dem anderen Bericht bekannt. Bis auf . . . eine Kleinigkeit.“

„Sie müssen mich verstehen, Thiede“, sagte Groffing, wie abtöndend.

„Vollkommen“, bestätigte Hermann Thiede kalt, „wollen Sie sich nur beim Generalkonsul erkundigen. Sofort, als ich ihm den . . . Millionärsmantel ausbandigte, sagte ich ihm, daß — weil ich die Wertlosigkeit Ihres Schecks bei nochmaliger Durchsicht, kurz vor Hamburg, entdeckte — das Päckchen gleichfalls wertlosen Inhalt enthalten müsse. Ich hatte Recht!“

„Bestimmen Sie die Höhe des Entschädigungsanspruches an mich, Hermann“, bat der Bankier. „Außerdem werden Sie demnachst mein Kompagnon.“

„Ergebensten Dank für Ruhe und Ehre, Herr Groffing. Ich erbitte lediglich meine sofortige Entlassung aus Ihren Diensten. Unser Konto ist hierdurch wohl ausgeglichen, nicht wahr? Im morgen ab stehe ich in Herrn Generalkonsul Mögenstalls Diensten.“

„Dies war die erste Niederlage der schönen, jungen Dame sowohl als Weib wie auch als Detektivin und der erste vom Bankier Groffing ausgestellte Wechsel, der nicht in Ordnung ging.“

In jener Welt

Skizze von Elin Pelin.

(Autor. Uebersetzung aus dem Bulgarischen von Th. Blank-Sofia.)

Als die Kunde durchs Dorf ging, der alte Matthäus sei gestorben, wollte es keiner glauben. Der Alte hatte immer gern gekostet, und so etwas war bis jetzt noch nicht mit ihm geschehen. Aber als Mutter Jova von seiner Sterbestunde erzählte, überzeugten sie sich alle von der Wahrheit. Der Alte war aus dem Hölz gekommen, hatte das Gefäß abgedeckt, es langgebunden, ihm Feuer vorgeworfen, und als er

in die Stube trat, sich am Feuer niederhockte, um seine Pfeife anzuzünden, stieß es ihn zurück. Er legte sich nieder, stöhnte. . .

Die Nachbarn liefen herbei, auch Mutter Jova kam. War doch der Alte allein mit seiner kranken Gattin. Mutter Jova kam — aber kann man die Seele halten, wenn sie entfliehen will?

„Ich rufe ihm zu“, erzählte Mutter Jova, „sich zu bezeugen, und er, müht sich ab, aber kann sich nicht rühren. Man brachte ihm ein flüssiges Schnaps. Er nahm es, lachte, seine Augen glänzten und — dann war's aus mit ihm.“

Rätselhaft stand er. Ob er sich freute, weil seine Seele gerade ins Paradies trat, oder weil er den Schnaps sah, konnte niemand sagen. — Wie nun der arme Matthäus so in die andere Welt reiste, blieb er zuerst an einem Kreuzwege stehen, wo er viele Wanderer traf.

„Gruß Euch Gott!“ sprach er sie an und fragte ohne langes Besinnen: „Se, Gevatter, geht's hier zur Hölle?“

Alle sahen ihn erstaunt an.

„Zur Hölle! Welcher Weg führt zur Hölle?“ wiederholte Matthäus laut.

Sie zeigten ihm den Weg, und er zog schnur gerade auf ihm davon.

„Nicht werden sie sicher dorthin tun“, dachte er. „Da will ich mir wenigstens Zeit lassen. . . Ich armer Schlucker bin nichts für das Paradies. In diesen Lumpen und mit diesen aufgerissenen Händen — wer wird mich so ins Paradies lassen? Achtzig Jahre habe ich geklitten, wie ein Hund, und jetzt soll ich meinen Frieden haben? Ich habe wohl nach Gottes Willen gelebt, aber wer fragt danach. Uns haben sie in des Teufels Buch geschrieben, schon als wir geboren wurden. . . Und wenn ich auch gut gewesen bin, ich habe doch im Trinken gesündigt. Und wie ich trank! Ich trank zwar aus Rummer und Not, aber — ich trank! Es hat schon so keine Aussicht mehr für dich, dachte ich mir, also — trink! Trink, was für ein Ende es auch nehmen mag. . . Wenn der Mensch ertrinkt, soll er wenigstens im Trinken ertrinken.“

Ein gutes Stück Weges war der alte Matthäus so in seinen Gedanken verfunken gegangen, da wurde ihm unversehens ein Engelchen von hinten am Pelze. „Halt, wohin gehst du?“

„Zur Hölle geh“, erwiderte der Alte.

„Zur Hölle? Du bist auf dem verkehrten Wege, Weib, hier!“

„Nein, ich bin nicht auf dem verkehrten Wege, ich bin auf dem richtigen. . . Ich weiß, wohin es geht. Schau mich nur nicht für einen Tölpel an!“

„Aber du bist fürs Paradies eingeschrieben.“

„Höre, Vörschchen, mach daß du weiter kommst und habe nicht alte Leute so zum besten, daß es eine Schande ist. . .“

Als der Engel sah, daß in Gölle nichts zu erreichen war, packte er den Alten und flog hoch in die hellen Himmelsräume hinauf, wo es noch immer der warmen Weibrauch duftete und lichte Englein in Scharen vorüberflogen, die Palmenzweige in den Händen trugen und gar lieblich sangen.

„Wo bringst du mich denn hin, Vörschchen? Die Herren dort werden dich schellen. Versteht du denn nicht, daß ich nach Schnaps rieche?“

rief der alte Matthäus und suchte zappelnd zu entweichen, aber der Engel flog immer schneller und trug ihn in noch hellere Weiten bis vor das Tor des Paradieses. Das war aus Gold und Edelstein und leuchtete hell wie die Sonne. Davor wartete Sanft Peter mit einem silbernen Schlüssel in den Händen und einem großen Lächeln unterm Arm.

„Aus welchem Dorfe kommst du?“ wandte er sich zum alten Matthäus und begann in dem Buch zu lesen. Für Matthäus gab es keinen Ausweg mehr. Er mußte sprechen und tat den Mund auf.

„Aus Roduene bin ich. . .“

„Aus Roduene?“

„Aus Roduene — e — ne!“ schrie Matthäus, weil er dachte, Sanft Peter höre nicht gut.

„Roduene. . . Roduene. . .“ Sanft Peter blätterte in dem Buche. „Roduene. . . Gut — du bist unter den Gerechten.“

„Das kann nicht sein! . . . Es ist ein Irrtum, Sanft Peter!“

„Ein Irrtum? . . . Nein, hier steht's. Im nummerierten, gebundenen, vom Herrgott eigenhändig gesiegelten Buch“, schalt ihn Sanft Peter.

„Gut, aber daß es auch später nicht verunt!“ gab der alte Matthäus zurück.

„Warum?“

„Ach, weißt du, ich habe org getrunken und glaube nicht, daß ich ein Gerechter bin.“

„Du hast org getrunken, aber auch org gelitten, also ist dir verziehen“, entgegnete Sanft

Peter, und öffnete ihm die Tür zum Paradies. „Ach, Sanft Peter, hätte ich doch meine Gattin mitgebracht! . . .“ begann Matthäus von neuem, aber der Engel schob ihn ins Paradies. Als Matthäus dort eintrat, mußte er an seine Alte denken, die lange Zeit vor ihm die kündige Erde verlassen hatte.

„Wenn sie mich hier herein lassen, mich, der ich trank, müssen sie sie ja in die Mitte von allen setzen haben. Sie war sanfter als ein Lämmchen und verzieh alles. . . Ach, was wäre nicht alles aus mir geworden ohne sie.“

Und er wandte sich zu einem kleinen Engel. „Se, du Schönmädchen! Ist meine Alte hier?“

„Aus welchem Dorfe?“ fragte das Engelchen. „Aus Roduene.“

„Ja, ja“, sagte das Engelchen und führte den Alten durchs Paradies.

„Oh, welche Schönheit!“ staunte Matthäus. „Möcht ich hätte er einen guten Einfall und meinte: Führ mich jetzt in ein Wirtshaus, daß ich ein Gläschen Schnaps trinke, denn meine Kehle brennt wie glühende Kohle.“

„Aber. . . Alter, hier gibt's keine Wirtshäuser!“ sprach das Engelchen.

„Ach, es gibt keine?“

„Nein, mein Wort darauf.“

„Na, so etwas! Diese Schönheiten hier und kein Wirtshaus? Wo kann man denn einkochen, um zu sich zu stärken?“

„Das geht nicht, Alter.“

„Ach!“ seufzte Matthäus. „Das ist ja das reinste Gefängnis!“

„Du gewöhnst dich schon daran, Alter“, tröstete das Engelchen.

„Doch, habe ich immer noch zu lernen?“ seufzte Matthäus wiederum. Dann hub er an, kitz zu fragen:

„Aber höre, es wäre schön, wenn ihr hier ein Wirtshaus aufmachet. Wo soll denn sonst der Sterbeleidende absteigen?“

„Hier gibt's keinen Sterbeleidenden, Alter.“

„Was, es gibt keinen?“

„Nein!“

„Ch, lieber Himmel, dann wird hier wirklich ein Frieden sein!“ rief der alte Matthäus vor Freude und setzte, indem er sich bezeugte, hinzu: „Das gefällt mir bei euch am allermeisten.“

Dann begann Matthäus seine Alte zu suchen.

Der Pecher-Hias

Eine Bayerische Wald-Geschichte von Heinz Dietrich.

Die Nacht senkte sich hernieder. Ein verdämmertes Dunkel verwehte die Gegenstände in der Kammer. Vereinzelt Sterne blinkten durch das mit Eisblumen überzogene Fenster und trafen ein in der Ecke stehendes diereichiges Umkleebrett, das sich gegen die Decke in wulstigen Wolken auflöste. Ein Strom von Larmenduft, Schmalzgeruch und Bier vermischte sich mit einem eigenartigen, bald gurgelnden, bald stöhnenden Geräusch, das aus der Wohnkammer des Raumes kam. Mit einem lauten Knall flog die Tür der Kammer ins Schloß.

„Grüßpan muß er 'rein g'stessen ham, der Pecher, der malschliche“, hörte man noch die Stimme der Pecher-Jenz, dann überließ sie ihr Ehegatten seinem weiteren Schicksal, einem tiefen, gründlichen Schlaf in eben jenem Umkleebrett.

Dieser hatte einen schweren Tag hinter sich. Eigentlich war er noch ein stämmiger Kerl, fest und kernig, wie seine Opfer oder vielmehr seine Freunde die riesigen Fichten und Tannen des Bayerischen Waldes, mit denen er sich oft unterhielt, ehe er ihrem Leben den Garauus machte. Sogar den strengen barzigen Duff hatte er von ihnen übernommen und nicht nur von außen, auch innen sah er ausgepicht, so daß es schon manchen Malches bedurfte, um so ein stämmiges Waldgewächs wie ihn ins Schwanke zu bringen.

Seute war er nun nach Zwiesel zum Markt gegangen. Eigentlich wollte er nur dieses und jenes für den Hof einkaufen, was man im Winter über halt so braucht. Aber der den Bayerischen Wald kennt, der weiß, daß die Entfernungen von einem Ort zum andern groß sind und der tiefe Schnee jedes ausdauernde Wirtshaus willkommen erscheinen läßt. Außerdem wollte er seiner Jenz heute etwas mitbringen, wozon er mußte, daß sie daran ihre heimliche Freude hatte. Die Zweige der Tannen funkelten und blühten, mit hohen weißen Schrauben bedeckt, der Schnee knirschte unter den Schritten, und dicke Eiszapfen hingen im struppigen Schnurrbart.

„Ach, Sanft Peter, hätte ich doch meine Gattin mitgebracht! . . .“ begann Matthäus von neuem, aber der Engel schob ihn ins Paradies. Als Matthäus dort eintrat, mußte er an seine Alte denken, die lange Zeit vor ihm die kündige Erde verlassen hatte.

„Wenn sie mich hier herein lassen, mich, der ich trank, müssen sie sie ja in die Mitte von allen setzen haben. Sie war sanfter als ein Lämmchen und verzieh alles. . . Ach, was wäre nicht alles aus mir geworden ohne sie.“

Und er wandte sich zu einem kleinen Engel. „Se, du Schönmädchen! Ist meine Alte hier?“

„Aus welchem Dorfe?“ fragte das Engelchen. „Aus Roduene.“

„Ja, ja“, sagte das Engelchen und führte den Alten durchs Paradies.

„Oh, welche Schönheit!“ staunte Matthäus. „Möcht ich hätte er einen guten Einfall und meinte: Führ mich jetzt in ein Wirtshaus, daß ich ein Gläschen Schnaps trinke, denn meine Kehle brennt wie glühende Kohle.“

„Aber. . . Alter, hier gibt's keine Wirtshäuser!“ sprach das Engelchen.

„Ach, es gibt keine?“

„Nein, mein Wort darauf.“

„Na, so etwas! Diese Schönheiten hier und kein Wirtshaus? Wo kann man denn einkochen, um zu sich zu stärken?“

„Das geht nicht, Alter.“

„Ach!“ seufzte Matthäus. „Das ist ja das reinste Gefängnis!“

„Du gewöhnst dich schon daran, Alter“, tröstete das Engelchen.

„Doch, habe ich immer noch zu lernen?“ seufzte Matthäus wiederum. Dann hub er an, kitz zu fragen:

„Aber höre, es wäre schön, wenn ihr hier ein Wirtshaus aufmachet. Wo soll denn sonst der Sterbeleidende absteigen?“

„Hier gibt's keinen Sterbeleidenden, Alter.“

„Was, es gibt keinen?“

„Nein!“

„Ch, lieber Himmel, dann wird hier wirklich ein Frieden sein!“ rief der alte Matthäus vor Freude und setzte, indem er sich bezeugte, hinzu: „Das gefällt mir bei euch am allermeisten.“

Dann begann Matthäus seine Alte zu suchen.

des Pecher-Hias. Noch einmal überflog er in Gedanken den Inhalt seines Buchs, alles war beieinander, was er eingehandelt hatte. So konnte er sich noch ein Maß genehmigen.

Es war merkwürdig mit dem Hias: Wenn er ein Quantum hinter sich hatte, kamen ihm manchmal Gedanken, als wenn er noch einmal zwanzig Jahre alt wäre und sein Jenz mit einem jährlichen Juchzer im Saal herum schwankte. Wenn aber auf dem Podium die Musik spielte, die Klarinette schrie und dudelte, der große Bass brummte und das Tempo gab, und die Trompete einmal knatternde Töne hineinhiel und dann wieder mit der Klarinette zusammen und Triolen auf- und abperlte, daß einem das Blut aufschloß, Hölle, wie man hielt da der ganze Tanzboden von den Tritten der Tänzer mit ihren Nagelschuhen, und wie flogen die Räder der lachenden Dirndl.

Ein weiterer Zug aus dem Maßkrug änderte freilich das Bild wieder etwas. Der früher so schöne Hals seiner Jenz hatte als weitere Zier einen kleinen Kropfzahn bekommen, aber sonst war sie immer noch ein solches, reches Weibsbild. Hauptächlich das erste! Ein heimlicher Seufzer begleitete den nächsten Zug aus dem Maßkrug. Aber eins war bei ihr gleich geblieben: eine Vorliebe, so hier und da für ein Glas Enzian. Und deshalb hatte er ihr aus Zwiesel ein Fläschchen mitgebracht. Gut war es. Er hatte den Inhalt schon auf dem Heimwege ein paarmal probiert, schon der so trüben Rälten wegen. Es war nur merkwürdig, zuletzt hatte er ein Gefühl gehabt, als ob seine Jenz um ihn gewirbelt wäre, dann sank er in etwas Weiches wie in ungeheure Mengen Brotteig, die immer auf- und niederfielen. Es gab einen Knall, als ob eine Luftkugel gepöckte. Und dann begann es wieder: erst ein kurzer, kläffender Laut, dann ombartende langgezogene Töne. Unruhig wühlte sich die Nase immer tiefer in die Teigmassen, und das schmale, und gurgelnde Bräusen unterbrach die Schreckenslaute der verbesserten Ungeheuer, die über die dicken Wolkenballen in der Kammer und über den Kopf des schnarrenden Hias dahinschwebten.

Da kamen sie schon wieder. Die Mistviecher! Aber jetzt wollte er doch —! Pföhllich sah er aufrecht im Bett, griff unter das Bett, da fuhr etwas schwarzes, höfnerartiges durch das klirrende Fenster. Von draußen kam noch ein kurzes Aufheulen, und schon umhüllte die Nacht mit ihrem Zaubermantel den ganzen Spuk.

Kristallhell und strahlend lag die Nacht und Wälder in der Morgensonne. Durch das zerbrochene Kammerfenster des Hias drang prichelnd die kalte Morgenluft. Dem Hias selbst umspielte sie erst neugierig die große Jenz, kroch dann heimlich durch den Rücken entlang und wehte ihm endlich ganz kräftig um den Kopf. Erst langsam, dann lebhafter bewegten sich die jetzt in riesige Ober- und Unterbetten verordneten Teigmassen.

Von der Frauennau hörte man schon das erste Hämmerkläuten, und im Hof ließ sich die energische Stimme der Jenz vernehmen. Mit einem Ruck fuhr der Hias in die Hosen und auch schon in der einen Hiesel. Jetzt schnell in den anderen. „Jetzt hab ich den leicht gar unterm Bett?“

Da war er auch nicht. „Jetzt wer ich den leicht gar ins Bett mit einhaben?“

Erst flo- das Oberbett, dann die Pöfster, dann das Unterbett an die Erde, immer weiter wühlte er sich in die Untiefen, immer rötlicher schmol ihm der Kopf an.

„Jenz“, rief er durch das Fenster, „wo hast denn mei Stiefel?“

„Jesses, bist lei a schon da?“ erklang es vieljagend von unten. Erst sollte die Verührung noch anders ausfallen, aber ein fehlender neuer Stiefel war keine Kleinigkeit, und mit der Bemerkung, „wist'n halt mit verflucht ham“, machte sich die Jenz mit auf die Jagd. Von der Frauennau her lautete es zum zweitenmal „Jamm. Die Jenz suchte und kehrte das Bett zum zehnten Mal um und um. Die Wohl war dazugekommen und warf den ganzen Federberg zum hunderten Male von einer Ecke in die andere. Der Hias stand daneben wie angeboren. Die neuen Stiefel hin, wenigstens einer! Da packte ihn die Wut. Mit einem Satz war er aus der Tür, und die nichts Gutes Ahnenden sahen nur noch, wie er den eben ausgezogenen Stiefel in den glühenden Ofen feuerte. Stumm und stief von Schreden starrten die beiden Weiber vereint mit dem abgekühlten Hias in die Glut. Erst der brennliche Federberg brachte wieder etwas Leben in die drei. Noch halb benommen holte die Jenz ein paar ältere Schöfster. Stumm und trübselig fuhr Hias hinein. Einzig gingen die beiden kurz darauf hinaus.